

Wege zur Verständigung.

Das Schauspiel, das Deutschland seit der Revolution der Welt bietet, ist wenig erhebend. Nicht deshalb, weil seine innere und äußere Lage in einer unerhörten Weise gefährdet ist. Auch die Gefahr hat ihre Größe, und die Sterne eines Volkes können in dunkler Nacht desto heller strahlen. Gibt es ja eine Größe, die auch der Unglücklichste, der Wehrloseste betätigen kann: Würde. Daß aber unser Volk in einer so weltgeschichtlichen Stunde seine Hauptkräfte in ödem Parteigezänk vergeudet, das ist niederdrückend und dämpft auch dem Mutigsten den Mut. Wer die Tagesereignisse aufmerksam verfolgt, muß zu dem Schlusse kommen: Wir wissen als Volk nicht, was wir wollen. Fast alle wichtigen Entscheidungen im Staatsleben zeigen eine Spaltung in zwei fast gleiche Teile. Trotz aller Not der Zeit ist bisher eine starke, zuverlässige Mehrheit mit einem klaren, festen Programm nicht zustande gekommen.

Zwar haben wir es oft gehört, daß nur ein geeinigtes Volk die riesigen Aufgaben und Lasten der Gegenwart bewältigen könne. Minister und Politiker pflegen, wenn sie ihren Bericht über Steuern, Fehlbeträge und Entente-Noten beendet haben, mit diesem Gemeinplatz dem Schlusse ihrer Rede etwas Schwung zu geben. Aber das Echo ist matt, und der nächste Anlaß facht die alten Parteistreitigkeiten wieder an. Das Übel scheint unausrottbar zu sein. Der Hader der Parteien ist um so verhängnisvoller, als ihnen nicht mehr wie früher eine selbständige Regierung gegenübersteht, sondern das Ministerium aus den Parteien gebildet wird. Jede Parlamentskrise bedeutet daher zugleich eine Regierungskrise und überträgt ihre Unruhe und Unsicherheit auf das Steuer des Staates.

Dabei haben die Formen des politischen Kampfes eine Schärfe angenommen, die jedes edle Empfinden verletzt und jede sachliche Behandlung schwebender Fragen ungemein erschwert. Unser Volk befindet sich seit der Revolution in einem Zustande nervöser Gereiztheit. Fast jeder Deutsche ist heute in einer mehr oder minder verärgerten Stimmung. So mag es sich erklären, warum jede Meinungsverschiedenheit sich gleich zu einem Streit auswächst, der mit den schärfsten Waffen und in der schroffsten Form aus-

gefochten wird. Dem Vertreter einer abweichenden Ansicht werden ohne weiteres die schlechtesten, nichtswürdigsten Beweggründe unterschoben; der Glaube an die Niedertracht des Gegners muß oft den Mangel an Beweisen ersetzen. Drohungen und Beschimpfungen niedrigster Art sind alltäglich geworden. Der Handgranatenkampf des Krieges scheint in das bürgerliche Leben übergegangen zu sein. Es hat sich vielfach ein Mißtrauen festgesetzt, das jedes Gefühl für Volksgemeinschaft vermissen läßt und den Volksgenossen mit größerer Erbitterung bekämpft als den äußeren Feind.

Auch in den Parlamenten nimmt das unsachliche Gerede einen so breiten Raum ein, daß man schon vorgeschlagen hat, über die Verhandlungen keine Berichte, sondern nur Stimmungsbilder zu veröffentlichen. Ja man hat es geradezu als eine Kultur- und Erziehungsaufgabe der deutschen Presse bezeichnet, hier „durch Übergehung mit Stillschweigen das Parteigezänk auf seinen Herd zu beschränken“¹. Da aber heute die Politik mehr als je das Schicksal der einzelnen und der Völker bedeutet, so werden auch die privaten und wirtschaftlichen Verhältnisse in diesen Kreis des Unheils einbezogen. Es bilden sich Gruppen und Grüppchen, die alle eine besondere Sprache sprechen und wirr durcheinander reden. Je weniger die einen auf die andern hören, um so mehr wächst die Kluft zwischen ihnen und häufen sich die Mißverständnisse. Eine Zerrissenheit macht sich überall geltend, die angesichts unserer äußeren Lage geradezu tragisch zu nennen ist.

Es verlohnt sich wohl der Mühe, den Ursachen dieses Verderbens nachzugehen. Dabei wird man freilich den einseitigen Parteistandpunkt verlassen müssen. Nur wer sich aus dem Gemühl des unmittelbaren Kampfes zurückzieht, gewinnt den nötigen Abstand, um die Dinge in ihrem richtigen Lichte und in ihrer wirklichen Größe zu erkennen.

Die Gründe unserer inneren Zwietracht liegen zum Teil weit zurück. Deutschland ist seit langem eine wahre Musterkarte aller möglichen Gegensätze. Die religiösen, politischen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse bergen in sich so gewaltige Spannungen, daß es von jeher großer Einsicht und Kunst bedurfte, um das Staatsschiff durch die vielen Klippen sicher hindurchzuleiten und die inneren Spaltungen zu überbrücken.

Dazu kommt der Charakter des Deutschen, der eine ausgesprochene Neigung zum Planemachen und Disputieren hat. Ein geistvoller Kunst-

¹ So Rud. F. Steimer im „Zeitungs-Verlag“ Nr. 4 vom 23. Januar 1920; vgl. „Köln. Volkszeitung“ Nr. 91 vom 2. Februar 1920.

historiker der Neuzeit hat einmal gesagt: Man errichte in Deutschland nebeneinander zwei Pforten und schreibe über die eine „Paradies“ und über die andere „Vorträge über das Paradies“, so wird man die große Masse der Deutschen durch die Pforte der Vorträge sich drängen sehen. Dies Wort hat in den letzten Jahren eine tausendfältige Bestätigung erfahren. Wir leiden an einer solchen Überfülle von Plänen und Vorschlägen, daß Kraft und Sicherheit erlahmen müssen, einen bestimmten Weg zu wählen und unbeirrt einzuhalten. Man achte nur auf die Ausschreitungen der öffentlichen Kritik, die sich nur zu oft in bloßer Verneinung ergeht. Raum ist eine wichtige Entscheidung gefällt, so bemühen sich tausend Federn und Zungen, haarscharf nachzuweisen, daß diese Entscheidung so ziemlich die törichteste gewesen sei, die hätte getroffen werden können. So muß das Volk verwirrt werden. Auch spielt hier eine Art von Gerechtigkeitsfanatismus mit, der jede Rücksicht auf innere und äußere Verhältnisse als unwürdige Schwäche ablehnt. Wir verstehen die Kunst, uns selbst zu sezieren und das, was andere schamhaft verschweigen, vor aller Welt offenzulegen — um der Gerechtigkeit willen. Aber die Politik ist nicht das Weltgericht; sie soll nicht die Vergangenheit richten, sondern die Zukunft gestalten.

Der Kritiziergeist des Deutschen hat nun seit dem Zusammenbruch einen wahrhaft unermesslichen Stoff gefunden. Wer wäre heute nicht zur Kritik aufgelegt? Denn wir sind nicht nur unzufrieden, wir haben auch viel Ursache, es zu sein.

Zunächst kommt hier der Gewaltfriede von Versailles in Betracht. Dieserbürdet dem deutschen Volke geradezu übermenschliche Lasten auf. Dementsprechend sieht sich die deutsche Regierung, die zu der traurigen Rolle eines „Gerichtsvollziehers der Entente“ verurteilt ist, gezwungen, von dem deutschen Volke die schwersten Opfer zu fordern. Eine solche Politik kann natürlich niemals populär sein; sie löst in den betroffenen Kreisen den lebhaftesten Unwillen aus, der sich aber nicht so sehr gegen die Entente als gegen die eigene Regierung und die Regierungsparteien richtet.

Dabei gehen die Ansichten, wie dem unerhörten Drucke des Feindbundes zu begegnen ist, weit auseinander. Die einen vertreten das Erfüllungsprogramm. Es soll der Versuch gemacht werden, die unmöglichen Bedingungen des Versailler Vertrages zu erfüllen, „um durch diesen Erfüllungsversuch der Welt die Unmöglichkeit zu beweisen“. Andere halten diesen Versuch für eitles Bemühen, weil auf der Gegenseite der gute Wille

fehle, wissen aber selbst keinen gangbaren Weg anzugeben, der nicht in das Chaos führte. Die Undurchsichtigkeit dieser schwierigen Verhältnisse bringt es mit sich, daß immer wieder Irrtümer und falsche Berechnungen unterlaufen, und daß der Gang unserer Politik mehr dem Zickzack als der geraden Linie gleicht. Das bietet naturgemäß reichen Stoff zur Kritik.

Zu der außenpolitischen Bedrückung, die sich aus dem Verlust des Krieges erklärt, kommt dann noch die innere Not, die in der Revolution ihren Grund hat. Die Revolution war ein einzigartiger, weltgeschichtlicher Frebel am deutschen Volke, ein Frebel, der durch keine Ablenkungsversuche vertuscht und durch keine wilden Anklagen gegen rechts entschuldigt werden kann¹. Die Revolution hat unserem wankenden Volke den Rest gegeben und einen Riß von ungeheurem Ausmaß in dasselbe hineingetragen. Damals wurden die Grundlagen unserer gesellschaftlichen Ordnung wie durch ein Erdbeben erschüttert; die organische Entwicklung unseres Staatslebens ward jäh unterbrochen. Unter dem verflörenden Einfluß der Revolution gingen wir zu einer ganz neuen Staatsform über. Wir hatten eine Republik, ehe wir Republikaner hatten. Während unsere Feinde über einen seit langem eingespielten Regierungsapparat verfügen, muß Deutschland neben den gewaltigen äußeren Schwierigkeiten auch die beständigen Störungen der noch unfertigen Staatsmaschine im Innern überwinden.

Der gewaltsame Umsturz hat nicht nur die äußeren Formen zerbrochen, er hat auch Stimmungen und Leidenschaften geweckt, denen gegenüber die Vernunft einen schweren, fast aussichtslosen Kampf zu führen hat. Extreme von rechts und links drohen unser armes Volk zu zerreißen.

Links stehen alle jene, die im November 1918 nicht auf ihre Rechnung gekommen sind, die den wahren, eigentlichen Sozialismus heraufführen wollen. Sie träumen trotz aller Enttäuschungen und Niederlagen immer noch von der Weltrevolution und der Diktatur des Proletariats und suchen für den Tag der Entscheidung die Massen und die Waffen zu bereiten. Zeitweilig zurückgedrängt, erheben sie bei auftauchenden Unruhen und Krisen wieder ihr Haupt. Die wirtschaftliche Not ist ihre stärkste Verbündete. Von dieser Seite droht immer noch die Gefahr des Bolschewismus.

Rechts stehen die Vertreter des alten Systems, die mit der ganzen Erbitterung einer entthronten Herrscherklasse um die Wiedererlangung der

¹ Näheres in meiner Flugschrift: „Wirkungen und Lehren der Revolution“. Freiburg 1920, Herder.

Macht kämpfen. Der neuen Ordnung gilt ihr unbehüllter Haß. Ihre Stärke ist der Vergleich zwischen Einst und Jetzt, ein Vergleich, der sich rhetorisch sehr wirksam gestalten läßt: das alte Reich in schimmernder Wehr, mit seiner festen Staatsautorität und seinem blühenden Wirtschaftsleben — das neue Reich, ohnmächtig, ein Spielball der Feinde, von Unruhen zerwühlt, erdrückt von Steuern und gequält vom Hunger. Der Vergleich drängt sich auf und weckt Stimmungen, die dem heutigen Staate nicht günstig sind. Denn auch der roteste Arbeiter würde im Grunde seines Herzens gerne die Verhältnisse der Vorkriegszeit gegen alle „Errungenschaften der Revolution“ wieder eintauschen. Auf diesen Stimmungen und der Nachwirkung alter Traditionen beruht die Werbekraft der Rechtsparteien. Es ist zweifellos, daß auch ernste Sorge um des Reiches Zukunft ihnen viele Anhänger zuführt, aber die entscheidende Rolle spielt doch der Wille zur Macht, der natürlich, wie das in allen Lagern üblich ist, mit idealen Gründen verbrämt wird.

Auch was an Parteien zwischen rechts und links steht, ist in religiöser, politischer und sozialer Hinsicht so gespalten, daß es für absehbare Zeit als ausgeschlossen gelten muß, in unserem Volke eine große, geschlossene Gesinnungsgemeinschaft schaffen zu können¹. Solange aber diese nicht vorhanden, ist an eine Erneuerung unseres Volkes in großem Stile nicht zu denken. Aus dem gleichen Grunde sind auch alle Gewalttaten ausgeschlossen, von denen verstiegene Ideologen und Machtpolitiker die Rettung erwarten. Es gibt keine Rückkehr zu den alten Verhältnissen; denn zwischen dem Einst und Jetzt liegt der Verlust eines Weltkrieges und der Zusammenbruch unseres Volkes. Trotz seiner vielen unbestreitbaren Vorzüge hat das alte System mit seinem Kastengeist und seiner Imparität abgewirtschaftet. Insbesondere haben die Katholiken keine Ursache, die frühere Hörigkeit zurückzuwünschen, wo — vergleichsweise gesprochen — die Protestanten die Offiziere und die Katholiken die Burschen stellten.

¹ Felix Pinner schrieb am 12. Juni 1920 im „Berliner Tageblatt“: „Es gibt in Deutschland überhaupt keine Majorität mehr, sondern nur noch Minoritäten; eine Not, in der keine Partei oder Parteigruppe mehr regieren kann. . . . Das deutsche Gesinnungs- und Parteileben krankte von jeher daran, daß ihm die Fähigkeit zur Bildung großer regierungsfähiger Parteien fehlte.“ Hurwicz (Zur Reform des politischen Denkens, München 1921, Drei Masken Verlag) sieht den Grund hierfür in der starren Ideologie des deutschen Parteiwesens und in dem Mangel an politischer Volksbildung sowie an wirklich politischen Persönlichkeiten. Die Schrift enthält sehr beachtliche Gedanken.

Eine abermalige Revolution oder auch die Weltrevolution kann uns ebensowenig helfen. Denn am Tage nach der Revolution ständen wir genau vor denselben oder noch schwierigeren Problemen. Auch alle lauten Rufe nach dem starken Manne, der das Chaos gestalten soll, verhallen vergeblich; sie können nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, daß dieser deus ex machina nicht vorhanden ist und auch nicht durch die lauten Rufe zum Leben erweckt werden kann.

Da alle andern Wege verschlossen sind, bleibt als einziger Ausweg aus unserer verzweifelten Lage eine Einigung auf ein vorläufiges Arbeitsprogramm. Es ist der Weg der Mäßigung, gegenseitiger Duldung und vereinter Arbeit, den die Not der Zeit uns weist, und den das Volk, des ewigen Streites überdrüssig, gebieterisch fordert. Nicht Reden und Demonstrationen, sondern Taten und praktische Hilfe! Da keine Partei ihr Programm ungebrochen durchführen kann, sind alle auf Vergleiche und Kompromisse angewiesen. Die Politik muß notwendig der Diagonale der auseinanderstrebenden Kräfte folgen. Es gilt demnach, alle Freunde einer maßvollen Politik, die auch dem politischen Gegner das Leben möglich und erträglich macht, und alle, die zu positiver Mitwirkung bereit sind, zu gemeinsamer Arbeit zusammenzufassen. Wenn wir in diesem Sinne für eine Verständigung eintreten, brauchen wir nur die Gedankenreihe fortzusetzen, die wir bereits früher in dieser Zeitschrift¹ angesponnen haben.

Sollen verschiedene, einander innerlich entgegengesetzte Parteien Ersprießliches leisten, so muß zunächst eine Atmosphäre des Vertrauens geschaffen werden. Die Entgiftung des öffentlichen Lebens ist die notwendige Vorbedingung. Wir müssen lernen, auch in dem politischen Gegner den Volksgenossen zu suchen und zu achten. Das Bewußtsein der eigenen Irrtumsfähigkeit sollte uns lehren, die abweichende Ansicht des andern nicht gleich auf Bosheit zurückzuführen. Die Sprache des Ärgers mag Reden und Aufsätze voll Geist und Witz eingeben, spannend zu lesen, wie es ja oft für andere interessant ist, wenn jemand in Leidenschaft gerät. Aber zum Schlusse fragt man sich doch: wem ist damit gedient? Politik ist Bändigung der Leidenschaften, nicht ihre Aufstachelung. Haß ist ein blinder Berater und schädigt den am meisten, der sich ihm ergibt. „O hättest du vom Menschen besser stets gedacht, du hättest besser auch gehandelt“ (Schiller, Wallensteins Tod II, 7). In dem Maße,

¹ Juni und November 1919, April 1920.

in dem wir unsere Gedanken zügeln, wird es uns gelingen, auch unsere Worte und Taten zu mäßigen.

Freilich wird es selbst bei einer Arbeitsgemeinschaft der Parteien eine Kritik geben und geben müssen, aber sie darf niemals die Rücksicht auf unsere innere und äußere Lage aus dem Auge verlieren. Sie wird weder einseitig die Interessen einzelner Klassen fördern wollen, noch an die leitenden Staatsmänner unmögliche Forderungen stellen, noch gegen unumstößliche Tatsachen anrennen¹. Vielleicht wird die Einstellung auf die positive Arbeit auch den breiten Redestrom, der durch Deutschland fließt, in etwa eindämmen und die Weisheit der Schrift wieder zu Ehren bringen, die den Reichtum an Worten und die Armut an Werten in ursächlichen Zusammenhang setzt (Spr. 14, 23). Sparsamer Gebrauch der Sprache erhöht ihren Wert. „Wo Worte selten, haben sie Gewicht“ (Shakespeare).

Wer wollte verkennen, daß in all dieser Hinsicht noch eine gewaltige Erziehungsarbeit an unserem Volke zu leisten ist? Aber sie muß geleistet werden. Die Not zwingt dazu, aufeinander Rücksicht zu nehmen. Wir lassen hierbei die ganz Extremen rechts und links aus dem Spiel; wir reden von denen, die zu positiver Arbeit gewillt sind. Zweifellos bestehen unter ihnen tiefgehende Gegensätze, und man kann von keiner Partei verlangen, daß sie ihre Grundsätze verleugnet. Aber in der Vertretung dieser Grundsätze wird jede Partei Mäßigung üben müssen.

Für die rechtsdenkende Bevölkerung ergibt sich daraus als Gebot der Stunde eine größere Anpassung an die wirklich gegebenen Verhältnisse. Das deutsche Schwert ist zerbrochen, unser Volk gespalten und mühselig und beladen, wie nur je ein Volk der Geschichte. Wir haben keinen Stein oder Hardenberg, nicht einmal einen Fichte, der seine Reden an die deutsche Nation hielte. Keine große Idee leuchtet durch das Dunkel unserer Tage. In solcher Zeit kann natürlich auch die Republik keine Wunder wirken. Der Spott über die Unfruchtbarkeit der Demokratie ist daher ebenso billig wie unberechtigt; er verletzt und verbittert, ohne irgendeinen Nutzen zu stiften. Wie immer man grundsätzlich zur Republik stehen mag, wir müssen uns praktisch alle mit ihr abfinden. Wenn die Monarchie einst wieder-

¹ Beyerle (Parlamentarisches System oder was sonst? München 1921, Pfeiffer) hebt treffend den Gegensatz zwischen idealer Staatsform und lebendiger Staatswirklichkeit hervor und zeigt gegenüber einer unfruchtbaren, verärgerten Kritik, wie die heutige Demokratie im Sinne christlicher Staatsgrundsätze nutzbar gemacht werden kann und muß.

lehren soll, so muß sie als Erfüllung des Volkswillens kommen; sie kann nicht aus Putzchen oder aus dem Kauschen papierener Wälder auferstehen. Im Grunde ihres Herzens sollten die Monarchisten doch Gott danken, daß keines Fürsten Hand unter dem Frieden von Versailles steht, und daß die schweren Zeiten, die wir durchleben, nicht das Zeichen der Monarchie tragen.

Eine üble Erbschaft aus alter Zeit ist es, wenn die Rechtsparteien den Alleinbesitz der echten, nationalen Gesinnung für sich in Anspruch nehmen und bei jedem Auftauchen politischer Meinungsverschiedenheiten die nationale Zuverlässigkeit des Gegners verdächtigen. In manchen protestantischen Kreisen besteht noch heute die Auffassung, als müsse insbesondere der katholische Volksteil in nationaler Hinsicht unter einer Art Vormundschaft gehalten werden. Das trägt nicht zur Versöhnung und Verständigung bei.

Es würde der Beruhigung des öffentlichen Lebens sehr förderlich sein, wenn endlich der Streit über die Schuld an dem Verlust des Krieges zu Ende käme. Alle könnten sich praktisch auf die Formel einigen: Der Weltkrieg war für das deutsche Volk eine Prüfung, in der trotz gewaltiger, bewundernswürdiger Leistungen und Opfer schließlich wir alle versagt haben — vielleicht versagen mußten, weil es über unsere Kraft ging. Unwiederbringliche Versäumnisse liegen hier auf allen Seiten vor. Am 12. Mai 1919 sagte der Abgeordnete Hausmann (Dem.) in der Deutschen Nationalversammlung: „Wenn unser Heer und unsere Arbeiter am 5. und 9. November (1918) gewußt hätten, daß der Friede so aussähe, dann würde unser Heer und selbst die Soldatenräte die Waffen nicht niedergelegt haben, und unsere Arbeiter würden ausgeharrt haben, bevor sie Deutschland so niederwerfen ließen.“ Im stenographischen Bericht ist hierbei verzeichnet: „Stürmischer Beifall im ganzen Hause.“ Aber wir haben nicht ausgeharrt. Was man von der Minute ausgeschlagen, gibt keine Ewigkeit zurück.

Eine große Erziehungsarbeit ist aber auch links zu leisten. Das gilt besonders von der Sozialdemokratie. Geschichtlich betrachtet, bringt keine Partei eine geringere Vorbereitung für eine nationale, friedliche und aufbauende Arbeit mit als die sozialdemokratische. Als einseitige Klassenpartei gedacht und gewachsen, ist sie auf den „frisch-fröhlichen Kampf gegen Reaktion und Arbeitertrug“ eingestellt. Jahrzehntelang sind die sozialistischen Massen erzogen worden, in dem Bourgeois, in jedem Bessergestellten und Höhergebildeten ihren unversöhnlichen Feind zu sehen und zu hassen. In Herz und Hirn ist ihnen der Satz des kommunistischen Manifestes gehämmert worden: „Die Arbeiter haben kein Vaterland. Man kann ihnen nicht nehmen, was sie nicht haben.“ Daher die Verantwortungslosigkeit der radikalisierten Massen gegenüber dem Staat und der Volksgemeinschaft

und der Wahn, daß sie bei allen Umwälzungen nichts zu verlieren haben. Daher auch die immer wiederkehrenden Versuche, durch Streiks und Straßendemonstrationen den geregelten Gang der Regierungsgeschäfte zu stören oder bestimmte Entscheidungen zu erzwingen¹. Der ganze Partei- und Presseapparat ist eben auf den Kampf eingestellt. Das große Heer von Redakteuren und Sekretären hat ohne Zweifel das Zeug in sich zu leidenschaftlicher Agitation gegen Kapitalismus, Militarismus, Ausbeutung, Reaktion usw.; aber Blick für Staatsnotwendigkeiten, kluges Abwägen, Erziehung des Volkes zur Arbeitsamkeit und Zufriedenheit, frühes Säen und spätes Ernten, Verständnis für die Volksgesamtheit, auch für die Stände, die nicht Arbeiter sind, kurz wahrhaft soziale Gesinnung — das ist ganz etwas anderes. Die Sozialisten haben also nicht nur ihre Manuskripte aus der Vorrevolutionszeit zu verbrennen, sondern sie müssen einfach das Steuer ihrer Partei herumwerfen. Statt die Massen mit dem Trugbild eines glänzenden Zukunftsstaates zu narren, müssen sie sie zu geduldiger Arbeit und sparsamer Lebensweise anleiten. Hier harret der sozialistischen Führer eine schwere, verantwortungsvolle Aufgabe. Man kann im Interesse des Landes nur wünschen, daß es ihnen gelinge, wenigstens die Mehrheit ihrer Partei von dem Banne der alten Schlagwörter zu befreien und für positive Mitarbeit zu gewinnen.

Soll das einheitliche Arbeiten Bestand haben und dem Staate zum Heile sein, dann ist auf die sorgfältige Auswahl der Führer der einzelnen Gruppen das höchste Gewicht zu legen. Nach der Revolution hallte Deutschland wider von dem Rufe: „Freie Bahn dem Tüchtigen!“ Davon ist es inzwischen stiller geworden. Die Prosa des Lebens stellt sich immer dem Idealen entgegen. Aber bei der Auswahl der politischen Führer sollte von jenem Grundsatz ernstlich Gebrauch gemacht werden. Wer heute in der gewaltigen Not unseres Volkes helfen kann und will, sei willkommen, mag

¹ Der Mehrheitssozialist Kalliski bemerkt: „Die allgemeine Demoralisation hat auch das Proletariat ergriffen, leider nur zu tief. . . . Es ist das traurigste Zeichen für den Zustand unseres Proletariats, daß in dem Augenblick, wo die Schützmannsangst gefallen ist, keine geistige Autorität aus dem eigenen Kreise heraus entstanden ist, sondern nur das Gefühl der absoluten Hemmungslosigkeit Platz greift“ (Die Unterbilanz des ersten Revolutionsjahres [Berlin 1919, Fünferlag] 16). — Wenn auf dem letzten sozialdemokratischen Parteitag zu Götting der Vorsitzende Weis erklärte: „Wir sind als Sozialdemokraten Fanatiker der Gewaltlosigkeit“, so ist das ein psychologisch interessanter Beleg, wie sehr Selbsttäuschung den Menschen auch über offenkundige Tatsachen hinwegsehen läßt.

er von rechts, von links oder aus der Mitte kommen, mag er auch nicht durch die „Weihe des allgemeinen Wahlrechts“ hindurchgegangen sein. Ob er im Herzen Monarchist oder Republikaner sei, gleichviel; es genügt, daß er bereit und befähigt ist, auf Grund der bestehenden Verfassung sich zu betätigen, und daß er einer gewaltsamen Änderung derselben widerstrebt.

In unserer gefährdeten Lage können wir uns nicht den Luxus gestatten, daß fähige Köpfe feiern müssen. Es kann daher der Rahmen für die Mitarbeiter nicht weit genug gespannt werden. Auch unter den Angehörigen der ehemals konservativen Parteien gibt es tüchtige Männer, die gemäßigter und klüger denken, als ihre Presse schreibt. Wenn ihnen auch vielfach die psychologische Treffsicherheit mangelt, so verstehen sie sich doch auf die technische Seite der Staatsverwaltung, während man bei manchen der neuen Männer den peinlichen Eindruck nicht los wird, daß sie an dem Regierungsapparat erst Fingerübungen machen. Da die Demokratie ebenso sehr wie die Monarchie der Fachkenntnis und der geschulten Kräfte bedarf, werden die Kreise der Bildung, die in den Stürmen der Revolution in einem besorgnisserregenden Grade aus dem öffentlichen Leben verschwanden, mehr in den Vordergrund treten müssen. Das gleiche gilt von den Angehörigen des Adels, denen ein Spielraum bleiben muß, um ihre Erfahrungen, ihre Beziehungen und ihre soziale Stellung zum Nutzen der Gesamtheit geltend machen zu können.

Es wäre schön der Andank, wollte das katholische Volk infolge der veränderten politischen Lage die hohen Verdienste vergessen, die sich der katholische Adel in langen Jahrhunderten um Kirche und Volk erworben hat. Namen wie Ketteler, Mallinckrodt, Franckenstein, Schorlemer, Ballestrem und viele andere leuchten auch jetzt noch in unvermindertem Glanze und liefern den Beweis, daß der Adel nicht nur Vertreter einseitiger Standesinteressen kennt, sondern auch Männer, die selbstlos und weitblickend sich der Not der Schwachen annehmen. Heute sind diese Kreise vielfach zu der Rolle des Zuschauers verurteilt; sie werden durch Bildung und Herkommen verhindert, sich ungerufen vorzudrängen, und es widerstrebt ihnen, auf das Niveau des Kampfes hinaufzusteigen, das vielfach in unserer robusten Zeit beliebt wird. Es schlummern hier wertvolle Kräfte, die der Wiedererweckung harren.

Die Auswahl der tüchtigen Führer setzt den Ausschluß der untüchtigen voraus. Es gibt zu jeder Zeit ehrgeizige Streber, die die Politik als Sprungbrett für ihr eigenes Fortkommen betrachten, und ebenso Phantasten, die zu den gewagtesten Experimenten am Staatskörper bereit sind. — Aber wehe dem Lande, das solchen Experimenten ausgeliefert wird. Über dem

Eingang zur Politik sollten daher die Worte stehen: Strebern und Phantasten ist der Zutritt verboten. Nur uneigennützig Sachlichkeit verdient und gewinnt Vertrauen. Nur sie befähigt, in Wahrheit das allgemeine Beste zu erstreben. Sobald Nebenrücksichten das Auge des Staatsmannes ablenken, sieht er die Dinge nicht mehr, wie sie sind, sondern wie er sie wünscht, und seine Maßnahmen zielen auf die Erreichung von Sonderinteressen und nicht auf die des Volksganzen. Hier liegt die Gefahr, daß die Politik den Charakter verdirbt.

Die Anforderungen, die heute an die führenden Staatsmänner gestellt werden, sind außerordentlich. Ihnen sind durch die internationalen Verträge und die Schuldenlast des Reiches die Hände gebunden, und sie sollen doch tatkräftig überall Hilfe bringen. Sie werden aus den Parteien genommen und sollen doch über den Parteien stehen und mäßigend auf die Spannungen des öffentlichen Lebens einwirken. Es müssen Männer von Temperament und Herz sein, die die beispiellose Not ihres Volkes mitempfinden, aber es dürfen keine schwächlichen Gefühlsmenschen sein; denn sie haben dem Volke bittere Wahrheiten zu sagen und schwere Lasten aufzubürden. Ohne Rücksicht auf den Beifall des Tages sollen sie über den Augenblick hinweg in die Zukunft schauen und dürfen doch nie das Vertrauen der Mehrheitsparteien verlieren. Schnelle Auffassungs- und Entschlußkraft muß sie auszeichnen. Nie darf der Eindruck der Ratlosigkeit oder der Überflürzung auftauchen. Ihre ruhige Entschlossenheit muß dem Volke das Gefühl der Sicherheit geben, aus dem allein das Vertrauen entspringt.

In Perikles hat Thukydides (II, 65) das Bild des großen Volksführers mit wenigen, aber meisterhaften Strichen gezeichnet: „Er war mächtig durch sein Ansehen und seine Sachkenntnis, und seine Unbestechlichkeit war über allen Zweifel erhaben. Die große Masse hielt er durch seinen Freimut in Schranken. Er wurde nicht vom Volke geleitet, sondern er war es, der das Volk leitete. Da er nicht durch ungebührliche Mittel zur Macht gelangt war, brauchte er dem Volke nicht nach Gefallen zu reden, sondern er durfte es bei seinem Ansehen wagen, ihm auch mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten. Bei Erfolgen dämpfte er die kühnen Träume der Übermütigen, im Unglück rief er die Verzagenden zu neuem Mute auf. So bestand zwar dem Namen nach eine Volksregierung, aber in Wahrheit herrschte der erste Mann des Volkes.“

Zu einem Volke, das gut regiert werden soll, gehören aber nicht nur tüchtige Führer, die wissen, was sie wollen, sondern auch eine treue Gefolgschaft, die nicht bei jeder Mißstimmung abspringt, sondern den Führern auch in schwerer Stunde die Treue hält. Bis zu dieser politischen Stetig-

keit und Reife hat das deutsche Volk noch einen weiten Weg zurückzulegen. Die Wahlen unter der Republik waren bis jetzt das getreue Abbild der politischen Verfahrenheit unseres Volkes; sie brachten meistens Überraschungen, d. h. ein plötzliches Umfallen der Wählerschaft unter dem Eindruck eines Augenblicksereignisses, oder sie verrieten eine große Gleichgültigkeit, die sich in der geringen Wahlbeteiligung kundgab.

Über die sachlichen Ziele der Arbeitsgemeinschaft können wir uns kurz fassen. In den großen Schicksalsfragen der äußeren Politik mögen die Führer auf Grund eingehender Kenntnisse und unter Zuziehung der besten Sachleute ihre Entscheidungen treffen. Der Außenstehende, dem der Einblick in die geheimen Verhandlungen und Berichte fehlt, kann hier weder raten noch helfen. Aber auf dem Gebiete der inneren Politik drängen sich gewisse Aufgaben jedem Einsichtigen auf.

Der erste Zweck, zu dem sich die Menschen in einem Staate vereinigen, ist der Schutz des Rechtes und der öffentlichen Sicherheit. Gewiß haben sich hierin die Verhältnisse allmählich gebessert. Trotzdem bleibt noch viel zu tun. Die Staatsautorität und damit die Rechtsicherheit müssen erstarken, und die Verbrechen gegen Leib und Gut mit Strenge geahndet werden. Für die Romantik des Räuberlebens darf es in einem geordneten Staat keinen Platz und keine Entschuldigung geben.

Da man aber die Verbrechen nicht nur in ihrer äußeren Erscheinung, sondern in ihrem Quellgebiet, den Gedanken, bekämpfen muß, so ist alles zu fördern, was unser gesunkenes Volk wieder sittlich ertüchtigen kann. Denn weder die Politik noch die Wirtschaft, sondern die sittliche Kraft wird das Schicksal unseres Vaterlandes entscheiden. Mögen auch die religiösen und sittlichen Anschauungen im deutschen Volke weit auseinandergehen, es gibt doch einen Grad sittlicher Verwilderung und öffentlicher Schamlosigkeit, gegen den sich jedes halbwegs normale Empfinden auflehnt und auflehnen muß. Hier soll der Gesetzgeber eingreifen und die Zügel nicht am Boden schleifen lassen.

Gesundung unseres Beamtentums ist die zweite Forderung. In der Heranbildung einer pflichttreuen, fleißigen und unbestechlichen Beamtenchaft hat die Monarchie in Deutschland eine Leistung vollbracht, die unter Menschen kaum überboten werden kann. Manche behaupten, daß wir von dieser Höhe herabgesunken seien. Übertreibungen und Verallgemeinerungen sind gewiß auf das rechte Maß zurückzuführen, und Milderungsgründe sollen nicht geleugnet werden. Aber schlimmer noch als die

Tatsache des sittlichen Rückgangs ist der Verdacht, der überall herumschleicht und das Vertrauen in die Amtsführung der Behörden erschüttert.

Drittens muß sich die Aufmerksamkeit des Gesetzgebers besonders denjenigen zuwenden, die unter der Ungunst der Verhältnisse mehr als andere leiden. Das sind heute neben den Bewohnern der besetzten Gebiete weite Kreise des Mittelstands, die kleinen Rentner und die geistigen Arbeiter. Hier steht heute der Kern der sozialen Fürsorge. Wenn das jetzige Mißverhältnis zwischen der Entlohnung körperlicher und geistiger Arbeit bleiben sollte, dann wird Deutschland einen ungeheuren kulturellen Niedergang erleiden, der auch auf sein Wirtschaftsleben drücken wird. Schon ist die bitterste Not, ja der Hunger in unsere Akademikerkreise eingezogen, und die verhaltenen Schmerzensschreie, die daher tönen, lassen auf eine wahre Verzweiflung schließen. Denn diese für den Staat so wichtigen Berufsstände sind in Gefahr, zwischen dem neuen Reichtum und der aufsteigenden Arbeiterschaft zerrieben zu werden. Woher sollen da dem Geiste seine Inspirationen kommen? Auch das idealste wissenschaftliche Streben muß erlahmen, wenn zu Hause sich die unbeglichenen Rechnungen türmen und die Beschaffung eines neuen Anzuges mehr Kopfschmerzen erheischt als die „Kritik der reinen Vernunft“.

Gedacht sei auch der vielen tüchtigen Männer, die der Novembersturm des Jahres 1918 entwurzelt und aus ihrer Bahn heraus in das grausamste Elend geschleudert hat. Es ist ein Gebot der Staatsklugheit, sie nicht der Verzweiflung anheimfallen zu lassen, sondern ihnen den Weg zu einer erträglichen Existenz zu ebnen. Die einmütige Sorge für die wahrhaft Notleidenden würde in unser öffentliches Leben einen ethischen Einschlag einfügen, der auf die verbitterten Herzen versöhnend wirken wird. Was unserer Zeit vor allem nottut, das sind die Werke der Liebe.

Endlich muß die Pflege nationaler Gesinnung eine allgemeine Angelegenheit werden. Hierin scheint sich ja eine Verständigung schon anzubahnen. Auch die Mehrheitssozialisten weisen den Vorwurf von sich, als seien sie nicht national. Der Deutsche muß wieder ein Gefühl fürs Vaterland und dessen Ehre gewinnen. Und des Deutschen Vaterland ist nicht erst am 9. November 1918 geboren worden. Es hat eine große, ruhmreiche Vergangenheit, und die weitesten Kreise des deutschen Volkes wollen diese Vergangenheit nicht geschmährt sehen.

Trotz des Zusammenbruches lebt in ihrem Geiste die Erinnerung an die Offenbarungen deutscher Kraft im Frieden wie im Weltkrieg als ein

teures Vermächtnis, das uns mahnt, was wir leisten können, wenn wir einig sind. Es war doch trotz allem, was folgte, ein großartiges Schauspiel, als ein ganzes Volk einmütig und opferbereit sich erhob, um sein Recht und seine Sicherheit zu verteidigen. Staunend werden die künftigen Geschlechter vor den Großtaten dieses Volkes stehen, auf das man mit höherem Recht die Worte anwenden kann, die Friedrich dem Großen galten:

Von ihm wird einst man die Geschichte lesen
Wie ein Gedicht;
Denn wahr ist alles, was sie schreibt, gewesen,
Wahrscheinlich nicht.

Sollen nun diese Großtaten der Vergangenheit aus Rücksichten mannigfacher Art geschämig verschwiegen werden und die Leistungen des ganzen Volkes als leichte Beute den Rechtsparteien zufallen? Das hieße ein nationales Gut vergeuden und zum Parteigezänk erniedrigen. Nein, voll Ehrfurcht wollen wir alle unserer toten Helden gedenken und ihren Hinterbliebenen den Dank des Vaterlandes nicht mit schönen Worten, sondern durch wirksame Unterstützung abstaten.

Es geht durch unsere Jugend, nicht nur durch die studierende, ein warmer, nationaler Zug. Mehr als die Alten, die durch Krieg, Revolution und Parteihader zermürbt sind, empfindet die Jugend, daß ein Volk ohne Ehre nicht leben kann, und daß Deutschlands Rolle noch lange nicht ausgespielt ist. Sie sieht keinen Ausweg aus der Schmach, aber sie fühlt um so tiefer, daß ein Weg gefunden werden muß. Diese Jugend kann den Staatsmann nicht beraten, aber der Staatsmann muß die Jugend verstehen und darf nicht wie ein nervöser Lehrer über jeden unüberlegten Streich in Aufregung geraten. Die Politik darf sich gewiß nicht von Gefühlen leiten lassen, aber sie kann auf die Dauer gegen die Gefühle nicht bestehen.

Die Arbeitsgemeinschaft, von der wir gesprochen haben, ergibt sich mit zwingender Notwendigkeit aus der Schicksalsgemeinschaft des deutschen Volkes. Je größer unsere politische Ohnmacht nach außen ist, je mehr wir bedrängt, gehaßt und verlassen sind, um so enger müssen wir uns im Innern aneinanderschließen und möglichst alle Fragen und Kampfesweisen meiden, die unser gequältes Volk noch mehr zerklüften würden.

Bei diesem Geschäfte einigender und mäßiger Arbeit fällt dem katholischen Volksteil eine bedeutsame Rolle zu. Denn die Hauptforderungen unserer Religion sind Wahrheit, Liebe und Versöhnung. Schon bisher

hat der katholische Volksteil in dieser Hinsicht dem Vaterlande wesentliche Dienste geleistet. Wären die Extreme von rechts und links in ihrem blinden Fanatismus unmittelbar aufeinandergestoßen, so wäre der letzte Rest deutscher Kraft in blutigem Bürgerkrieg vernichtet worden. Jetzt aber hat die Partei der Mitte mäßigend auf rechts und links gewirkt und dafür gesorgt, daß eine Weiterführung der Staatsgeschäfte möglich blieb und Deutschland nicht auseinanderfiel. In dem Geiste des Ausgleichs heißt es, weiterzuarbeiten und auch in den andern Kreisen trotz aller inneren Gegensätze das Verständnis für die überragenden Interessen der Volksgesamtheit zu wecken.

Freilich ist die Arbeitsgemeinschaft nur ein Nothbehelf gegenüber den Schwierigkeiten und Verlegenheiten des Tages. Ein Weg zu dauernder, innerer Gesundung ist sie nicht. Gesundung kann unserem Volke nur werden, wenn im privaten und öffentlichen Leben wieder die christlichen Grundsätze zur Geltung kommen. Diese Grundsätze sind nur in klugem, aber entschiedenem Kampfe gegen den Geist der Verneinung und Selbstsucht durchzusetzen, der durch die kapitalistische und sozialistische Weltanschauung in unser Volk hineingetragen worden ist.

Gleichwohl wird auch diese unvollkommene Arbeitsgemeinschaft Segen bringen und von unserem, des Haders müden Volke wie eine Erlösung empfunden werden. Und wenn wir so geduldig unsere Straße ziehen und nicht mutwillig uns selbst den Weg verlegen, dann wird vielleicht Gott in seiner Barmherzigkeit die Jahre unserer Wanderung durch die Wüste verkürzen und uns Quellen des Heiles erschließen, die heute niemand kennt und niemand ahnt.

Mag Pribilla S. J.